

■ Karin Hartewig »Zwischen Verrat und Auftrag«¹

Leitmotive, Daseinsmetaphern und Idole.
Zum biographischen Selbstentwurf Hei-
ner Müllers in »Krieg ohne Schlacht. Leben
in zwei Diktaturen«²

In der öffentlichen Diskussion darüber, was die DDR war, lassen sich Tendenzen einer Entwirklichung und Dämonisierung ausmachen, die mit den Reizwörtern »Staatssicherheit« und »IM« (inoffizieller Mitarbeiter) eine differenziertere Debatte erschweren und die - im Fall der Intellektuellen und Schriftsteller - politische, moralische und ästhetische Urteile fortwährend vermischen. Man redet über Schuld und Unschuld, wo es um Macht und Ohnmacht sowie um das Verhältnis der Intellektuellen zum verschwundenen Staat und vice versa geht. Mit dem aggressiven Gestus der »Entlarvung« werden Stasi-Kontakte von Autoren wie Christa Wolf und Heiner Müller zum Maßstab ihrer Texte und ihrer Biographien erklärt. Die folgende Lektüre von Heiner Müllers Autobiographie folgt diesem Muster nicht, sondern versucht, lebensgeschichtliche Deutungsmuster und Konstruktionen auszumachen.

Der Titel

Im Jahr 1959 erschien in der DDR ein Roman von Ludwig Renn (d.i. Arnold Friedrich Vieth von Golßenau) mit dem Titel »Krieg ohne Schlacht«. Als Pendant zu seiner literarischen Bewältigung des Ersten Weltkrieges, »Krieg« aus dem Jahr 1929, handelt Renns »Krieg ohne Schlacht« vom unpolitischen Leben des jungen deutschen Soldaten Theo, im Zivilberuf Dekorateur, den es - ohne daß er je zum Fronteinsatz kommandiert worden wäre - im Jahr 1942 als deutschen Besatzungssoldaten nach Griechenland verschlägt, wo er, der harmlose, jugendliche Feind, in englische Kriegsgefangenschaft gerät. Nach Orientierung suchend und zugleich an politischen Orientierungen zweifelnd wird er 1948 in eine

ungewisse Zukunft nach Deutschland entlassen. Der Protagonist des Romans galt damals in der DDR als Vertreter einer Generation, die der Nationalsozialismus um ihre Jugend betrogen hatte.

Unwahrscheinlich, daß Heiner Müller den Roman des bekannten DDR-Nachkriegsautors und Exilschriftstellers nicht zur Kenntnis genommen hat. Vielleicht hat er dessen Titel stillschweigend übernommen, weil ihn das Motiv der (sinnlos) »verbrauchten Lebenszeit«, der »Opfer« und des »betrogenen Lebens« neben dem Motiv des »Verrates« für seine eigene Biographie stark beschäftigte. Auch gehörte der junge Heiner Müller, wie die literarische Figur Ludwig Renns, noch zu der Generation, die am Ende des Zweiten Weltkrieges mobilisiert wurde. Als »Krieger« ohne Fronterfahrung gerieten sie in Kriegsgefangenschaft.

Im Bild des Krieges ohne Schlacht steckt aber auch eine mehrfache Anspielung auf die Sowjetische Besatzungszone und die DDR - als »besetztes Land« und als Land des versteckten, »kalten« Bürgerkrieges zwischen Partei und Volk. Zugleich wird das geläufige Muster der politischen Argumentation im »Kalten Krieg« aufgenommen, die ideologische Auseinandersetzung der DDR mit der BRD als »Vorposten des Kapitalismus und Imperialismus« sei die Fortsetzung eines Krieges, und ein neuer »Frontabschnitt« in der Geschichte der »Klassenschlachten«. Und darin ist eine zentrale »Daseinsmetapher«³ Heiner Müllers eingeschrieben - nämlich die des politischen Partisanen, die eine extreme und dauernde Position der Distanz, des Außenseiters bezeichnet, der einen irregulären Kampf aufnimmt. Der gewählte Titel ist also ausgesprochen vieldeutig.

Der Text

Der Text - die Bearbeitung eines lebensgeschichtlichen Interviews, von mehr als tausend Seiten - ist, wie der Autobiograph selbst zugesteht, disparat, weil sein Interesse an sich selbst dann am heftigsten sei, wenn er über andere rede. Auf 400 Seiten erzählt Heiner Müller, Jahrgang 1929, aus seinem Leben, von

der Kindheit in Eppendorf und Waren bis zum Ende der DDR in Berlin.

Die Kindheit beginnt mit einem »Verrat« und begründet den Konflikt des Sohnes mit dem Vater: Als der Vater, Mitglied der SAP, 1933 von SA-Leuten in der elterlichen Wohnung geschlagen und verhaftet wird, stellt sich der Sohn, nach heimlicher Beobachtung der Vorgänge, schlafend, obwohl der Vater seinen Namen ruft. Und es folgt ein zweiter Verrat anderer Art: Als Schüler läßt sich das Kind 1935 vom Vater einen Aufsatz zum Thema »Die Straßen des Führers« diktieren. Diesmal wird der »Verratsschock« durch die plötzliche Anbiederung des Vaters an die Macht ausgelöst. Der Aufsatz wird prämiert und der erwerbslose Vater bekommt tatsächlich Arbeit beim Autobahnbau. In der Beziehung der beiden bleibt auch nach 1945 eine Spannung, die Heiner Müller als »blinden Fleck« nur in Fragmenten erinnert: da ist die schwierige Tätigkeit des Vaters als Bürgermeister, der von der sowjetischen Besatzungsmacht als Vollzugsbeamter eingesetzt wurde, aber der sich im Alltag mit den Klagen und Widerständen der Bevölkerung gegen die Enteignung auseinandersetzen mußte. Und da ist der Sohn, der die politischen Veränderungen nach 1945 im Grunde »in Ordnung« findet. Auch die Flucht des Vaters nach West-Berlin im Jahr 1951 - Mutter und Bruder folgten - können nur vage als »Verdrängtes« erinnert werden.

Die Kindheit in Waren/Mecklenburg beschreibt Müller als Außenseiterexistenz: Dort ist er als Sachse ein »Ausländer«. Der Junge lernt nützliche Verhaltensweisen: sich unsichtbar machen, flitzen können, um nicht auf dem Schulweg verprügelt zu werden; sich beim Sport in der HJ klein machen und freiwillig unterlegen sein, um in Ruhe gelassen zu werden; den »Idioten« spielen, um beim Reichsarbeitsdienst in der Schnellausbildung für den Krieg 1944 nicht übermäßig gedrillt zu werden. Als begabter Schüler wird ihm an der Oberschule das Schulgeld erlassen, und er hat bei einem Unternehmer am Ort einen Freitisch - ein Stachel sozialer Ungleichheit, den er für seine Person im Rückblick als Bindemittel an das sozialistische »Projekt DDR« ausmacht.

Seit 1944 stolpert der Junge »ohne Feind-

berührung« durch den Krieg und gerät in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Aus der kommt er als 16jähriger schnell heraus, und er schlägt sich nach Hause, in die SBZ, durch. In teilweise komischen Anekdoten erzählt Müller von einer schlafwandlerischen Wendigkeit, durch die »Linien« der Besatzungszonen zu schlüpfen, von den Phantasien und »Vor-Urteilen« über die jeweilige Besatzungsmacht, die zum Teil jedenfalls einen realen Kern hatten, von bedrohlichen Situationen, die mit Schwejk'schem Witz gemeistert wurden. Man ahnt jedoch auch die Abgründe in diesen Überlebens-Geschichten – die Anflüge von Angst und Panik vor der Gewißheit eines »guten« Endes, die Abwesenheit des Vaters, der russische Offizier im Haus, die Mutter, die für ihn kocht oder der russisch sprechende jugoslawische Faschist, der in der Zeit der Massenvergewaltigungen zahlreichen Frauen bei sich Unterschlupf gewährte.

Nach 1945 wird der junge Heiner Müller zunächst als Hilfsinquisitor eingesetzt, um gemeinsam mit seinem früheren Lehrer aus der Oberschule die Bibliotheken im Landkreis von Naziliteratur zu säubern. Danach wird er Beamter im Landratsamt und assistiert einem älteren Kollegen bei der Durchführung der Bodenreform. Aus seinem Arbeitsalltag schöpft er umfangreiches Material, einen Vorrat an Notizen für »mindestens zwanzig Jahre Arbeit«.

Lakonie

Müller erzählt sein Leben in vielen Episoden – Minutengeschichten und Anekdoten mit schrecklichen, witzigen und manchmal boshaften Pointen – dabei lakonisch in der Sprache. Die Aneinanderreihung dieser Geschichten und ihre inneren Sprünge geben dieser Autobiographie ein unglaubliches Tempo. Der Lakonismus, die Verkürzung, Metaphern, »schnelle Schnitte« und eine Sprache der Distanz schaffen als Ausdrucksmittel und als biographischer Selbstentwurf eine glatte, kalte Oberfläche, eine geronnene Schicht, unter der der Leser einschneidende Erfahrungen und lebensgeschichtliche Brüche nur ahnen kann. Für die gibt es Hinweise und Andeutun-

gen, obwohl Müller mehrmals betont, ihn habe fast nichts in seinem Leben im Kern berührt. Hierin liest sich seine Autobiographie trotz einer gegensätzlichen politischen Grundhaltung fast wie ein Remake der Autobiographie von Franz Jung, »Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit« aus dem Jahr 1961, der von sich wörtlich dasselbe behauptet.

In einem anderen Zusammenhang äußerte sich Heiner Müller über lakonische und manieristische Ausdrucksformen als äußerstes Mittel gegen die Sprachlosigkeit: »Und dieser Lakonismus und dieser Manierismus ist ja vielleicht auch nur eine Form, die es ermöglicht, Erfahrungen, die einen sonst sprachlos machen, noch mitzuteilen in Sprache. [...] Erfahrung, die man nicht begreifen kann, die man nicht auf den Punkt bringen kann, [...] werden von der Metapher gebündelt, auch bewahrt. Und der, der die Metapher prägt, wird davor bewahrt, unter diesen Erfahrungen zusammenzubrechen.«⁴

Sind also die besonders lakonischen oder metaphernreichen Stellen im Text die Signale für schwierige, unbegriffene Erfahrungen oder aber für solche, die zu einem späteren Zeitpunkt neu bewertet wurden? Föher das letztere trifft auf Müllers Selbstwahrnehmung »als junger Kommunist« zu Zeiten der DDR-Gründung zu: »Ich konnte nie sagen, ich bin Kommunist. Es war ein Rollenspiel. Es ging mich im Kern nie etwas an. Ich habe oft gesagt und behauptet, daß ich mich mit dieser Gewalt, mit diesem Terror identifizieren konnte, weil es eine Gegengewalt war, ein Gegenterror gegen den vorigen. Das ist aber vielleicht schon eine Konstruktion. Im Grunde bin ich da unberührt durchgegangen.«

Konflikte und Idole

Wenn Heiner Müller mehrmals betont, die DDR, ihr Kulturbetrieb, einschließlich seiner eigenen Person, insbesondere das Verbot seines Theaterstückes »Die Umsiedlerin«, seine darauf folgende Selbstkritik im Jahr 1961 und sein Hinauswurf aus dem Schriftsteller-Verband sei ausschließlich »dramatisches Material« für ihn gewesen, dann verweist dies –

jenseits aller Selbststilisierung als allzeit distanzierter Beobachter - auf eine permanente Anstrengung, diese Art von Wirklichkeit als Reibungsfläche zu benutzen für die eigene literarische Kreativität. Denn für ihn sei »das Schreiben wichtiger als die Moral«. Insofern kann Heiner Müller auch gelassen eine realistische Portion von Opportunismus in manchen Auftragsarbeiten zugeben.

Das Selbstbild: eine windige Schriftsteller-Existenz im DDR-Kulturbetrieb, ein bißchen »bürgerliche Dekadenz« als Subversion, Auftragstexte im Stalinismus - Literatur-Verrisse und Berichte, denen in den Jahren 1953 bis 1956 eine oppositionelle Funktion zugeordnet worden war in einem politischen Kontext, zu dem Heiner Müller nicht gehörte und nachgedichtete Stalin-Hymnen für die Weltjugendfestspiele 1951; viel kraftzehrende journalistische Lohnarbeit für den »Aufbau«, »Sonntag« für die »Neue Deutsche Literatur«, um das Eigentliche tun zu können: Theaterstücke zu schreiben, von denen eine ganze Reihe Auftragsarbeiten waren. Die Verleihung des Nationalpreises im Jahr 1986 bedeutet erst den endgültigen Durchbruch in der DDR. Müller wird zum meistaufgeführten Dramatiker der Republik.

Dazwischen liegen Auseinandersetzungen mit Kulturfunktionären und Parteisekretären, Erfahrungen subtiler und massiver staatlicher Zensur von der »Abnahme« der Theaterstücke durch die Partei auf der Generalprobe, von ihren Versuchen der Einmischung, Passagen des Textes ändern zu lassen, über die »Empfehlung« des Kulturministeriums an den Intendanten, ein Stück nicht herauszubringen bis zur »Weisung« (=Verbot). In vielen dieser Auseinandersetzungen lag eine gewisse Unberechenbarkeit. So erhielten Heiner und Inge Müller gerade für das Stück »Die Lohndrucker«, das zunächst von der Berliner Bezirksleitung der SED verboten und dann vom ZK wieder auf den Spielplan gesetzt worden war, 1959 den Heinrich-Mann-Preis als Auszeichnung für ein Theaterstück des »sozialistischen Realismus«.

Die Entstehung des Stückes »Die Umsiedlerin oder Das Leben auf dem Lande«, die Umstände seines Verbots und die individuel-

len Folgen der kulturpolitischen Repression für die Beteiligten - Müllers Versuch, mit einer »zügigen Selbstkritik« Unheil abzuwenden, sein Ausschluß aus dem Schriftsteller-Verband und die Verbannung des Regisseurs Tragelehn in den Gleisbau im Braunkohlerevier in Regis-Breitungen, die Verhängung von 32 Parteistrafen und die Beschlagnahme des Manuskriptes - gehören in dieser Autobiographie zu den eindrücklichsten Schilderungen der DDR-Kulturpolitik über die 1950er und 1960er Jahre. Müller beschreibt hier einen »kleinen Schauprozeß« im Schriftstellerverband, bei dem strategisches Kalkül, Komik, gummihaftes Freundschaft und gespenstischer Fanatismus eng beieinander lagen.

Aber Müller spricht auch ausführlich über Vorbilder und Freunde, über seine Bewunderung für den wilden, nicht den klassischen, gezähmten, didaktisierenden Brecht und darüber, wie er selbst Theaterstücke macht: von den Bearbeitungen klassischer Stoffe als Aktualisierung bis zu den Materialsammlungen im Alltag. Heiner Müller ist auch ein Autor, der sich Geschichten erzählen läßt oder sie als Beobachter aufschnappt, am Tresen in den Kneipen oder in Gesprächen und Interviews mit Arbeitern im Betrieb.

Und seine Autobiographie enthält eine weitere, auf den ersten Blick zumindest, überraschende Ebene: die nahezu ungebrochene Faszination für zwei umstrittene Konservative dieses Jahrhunderts, für Ernst Jünger, den er im Jahr 1988 in Wilfingen besucht hat, und für Carl Schmitt. Bei Jünger ist es die literarische Verarbeitung des Ersten Weltkrieges, die Heiner Müller, der sich selbst als »Katastrophenliebhaber« bezeichnet, anzieht. Die Lektüre, die ihn für Carl Schmitt einnimmt, ist dessen »Theorie des Partisanen«, ein politischer Essay aus dem Jahr 1944, der nicht nur vom Krieg und dem »wirklichen Feind«, insbesondere vom Guerilla-Krieg um Freiheit und Unabhängigkeit gegen eine Besatzungsmacht handelt, sondern zuletzt von Politik, Ideologie und dem »absoluten Feind«. Müller nutzte wohl während seiner Tätigkeit als »Hilfssensor« die Gelegenheit, die Bücher der beiden Autoren in die eigene Bibliothek hineinzuprivatisieren.

Vielleicht ist ja die Attraktion, die beide Autoren auf Müller ausüben, noch anders als über ihre Texte zu bestimmen. In einer Zeit, wo mit dem Entschwinden der DDR ein ganzes Staatsvolk seine Überzeugungen, Einstellungen, Mentalitäten wechseln soll wie ein Hemd, werden Jünger und Schmitt für Heiner Müller als Figuren der Zeitgeschichte interessant, weil sie sich nach 1945 allen Formen der Distanzierung vom Nationalsozialismus und einer ideologischen Umerziehung widersetzen.

Man kann die Autobiographie eines lakonischen, »unmoralischen« Autors als Selbstzeugnis eines »Unbeschädigten« und damit als Kontrapunkt zu einer vorherrschenden Haltung in Deutschland-Ost rezipieren, oder aber als Selbstilisierung zur »Legende zum Anfassen« noch zu Lebzeiten mißbilligen. Aber Müller eignet sich schlecht als positive oder negative Identifikationsfigur. Er spricht ausschließlich für sich selbst, er erklärt nichts – er beobachtet; er verteidigt oder entschuldigt nichts, und er ist ohne Sentimentalität für das Ancien Régime der DDR – zumindest in seiner Autobiographie. Müller hat mit den Mitteln der Selbstkritik eine Anti-Selbstkritik geschrieben.

Anmerkungen:

- 1 Heiner Müller: Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen. Köln 1992.
- 2 In Anlehnung an Georg Wiegand: Zwischen Auftrag und Verrat. Werk und Ästhetik Heiner Müllers, Frankfurt/Bern 1984.
- 3 Von einer »Daseinsmetapher« spricht Hans Blumenberg, wenn er eine verbreitete Selbstkonstruktion in Lebensgeschichten beschreibt: »Eine der immer präsenten Prägungen ist die vom Leben als Seefahrt. Sie umspannt Ausfahrt und Heimkehr, Hafen und fremde Küste, Ankergrund und Navigation, Sturm und Windstille, Seenot und Schiffbruch, nacktes Überleben und bloßes Zuschauen.« Hans Blumenberg: Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher, Frankfurt a.M. 1979.
- 4 Wolfgang Storch (Hg.): Explosion of a Memory - Heiner Müller - DDR. Ein Arbeitsbuch, Berlin 1988, S. 86.

Karin Hartewig, Husemannstr. 34, 10435 Berlin